



Lafontaine mischt sich wieder ein

Peter Gauweiler: Oskar Lafontaine, einer der bekanntesten lebenden deutschen Politiker, erster Vorsitzender der größten und ältesten Partei Deutschlands, Oberbürgermeister, Ministerpräsident, Bundesminister verlässt von einem Moment auf den anderen alle politischen Ämter und schreibt ein Buch über das, was man ihm angetan hat. Von Sigmund Freud wissen wir: Aussprechen heißt auch, Kann man erfahren, wie es Ihnen beim Aussprechen und Niederschreiben ergangen ist?

Oskar Lafontaine: Es sind keine Memoiren.

Klaus Bölling: Sie sind ja auch ein bisschen zu jung für Memoiren.

Lafontaine: Es ist zunächst ein Bericht über die Zeit als Parteivorsitzender. Es ist eine Auseinandersetzung mit der Politik der Gegenwart und der Vergangenheit. Ein sozialdemokratisches Projekt

Warum lüften Sie erst jetzt das Geheimnis um Ihren Rücktritt? War der Höllensturz der SPD zu vermeiden? Kehren Sie in die Politik zurück? Im WELT am SONNTAG-Interview mit Klaus Bölling und Peter Gauweiler bricht Lafontaine nach sechs Monaten sein Schweigen

.....

ES gilt das
gesprochene Wort

für die Zukunft zu entwerfen. Das Buch handelt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Bölling: Also keine Abrechnung?

Lafontaine: Natürlich habe ich mir etwas von der Seele geschrieben. Der eine oder andere wird die Kritik, die in meinem Buch „Das Herz schlägt links“ vorkommt, als Abrechnung bezeichnen. Für mich geht es aber vor allem darum, die Meinung zu äußern, die ich für richtig halte.

Gauweiler: Das heißt, Sie sind wie Franz Josef Strauß ein Freund des Vereins für deutliche Aussprache geblieben ...

Lafontaine: Ich habe natürlich notwendige Rücksichten genommen. Aber da, wo ich meine, im Inhalt klar Stellung beziehen zu müssen, habe ich es getan.

A

Bölling: Apropos Rücksichtnahme auf die eigene Partei, Herr Lafontaine. Es gibt, wie Sie selber wissen, nicht wenige Sozialdemokraten – es sind, glaube ich, sogar ziemlich viele, darunter auch Lafontainisten –, die mit Hansjochen Vogel der Meinung sind, dass man den Vorsitz der ältesten deutschen Partei nicht wie „einem abgetragenen Anzug“ beiseite legt.

Lafontaine: In den zurückliegenden Jahren sind drei SPD-Vorsitzende zurückgetreten: Brandt, Engholm und ich. Willy Brandt ist gegangen, weil die Partei die parteilose Griechin Margarita Mathiopoulos nicht zur Parteisprecherin machen wollte.

Bölling: Das war ja auch keine glückliche Idee von Willy Brandt.

Gauweiler: Die Frau hat ja gar keine Chance gehabt.



Lafontaine: Björn Engholm ist zurückgetreten, weil er den Zeitpunkt falsch angegeben hatte, zu dem er etwas von den Machenschaften der Staatskanzlei Barschels erfahren hatte. Ich habe meine Ämter niedergelegt, weil ich in Politik und Politikinhalt mit Gerhard Schröder grundsätzlich nicht übereinstimme und weil die Verfassung sagt: Der Bundeskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik. Bei Brandt gab es nach dem Rücktritt eine längere Diskussion im Parteivorstand und einen Sonderparteitag. Beides war bei mir nicht möglich, weil ich Rückicht auf die Partei und die bevorstehenden Europä. Kommunal- und Landtagswahlen nehmen und die Partei nicht mit einem Streit belasten wollte. Zum Zeitpunkt meines Rücktritts gab es auch noch nicht den Kosovo-Krieg, es gab noch nicht das Schröder-Blair-Papier und es gab auch noch nicht das so genannte Zukunftsprogramm 2000, das Sparpaket. Das Bild vom Ablegen eines Abgetragenen Anzuges ist weder bei Brandt noch bei Engholm und mir angesessen.

Gauweiler: Was mir als Auffenkosten gefallen hat, war das Unaktuelle in diesem überraschenden Verhalten. Das Fehlen von Versetzung, was für Berufspolitiker eigentlich völlig untypisch ist. Ergibt Ihre Nachkontrolle beim Niederschreiben, dass dieses Gefühl, das Ihnen Schrift bestimmt hat, richtig war?

Lafontaine: Zunächst einmal danke Ihnen für das Kompliment, dass es keine Verstellung war. Man kann ja einen solchen Rücktritt auch inszenieren und ihn mit Begründungen versehen,

Bölling: Sie haben damit das Thema intoniert, zu dem ich gern Ihre Meinung wüsste. Die SPD erlebt in diesen Tagen und Wochen, was man ohne Übertreibung einen Höllensturz nennen kann. Wäre dieser eklatante Vertrauensverlust – zuletzt im Freistaat Sachsen – zu verhindern gewesen? Wie hätte man ihn

die sich gut anhören, aber nicht zutreffen. Auf der anderen Seite glaube ich, dass auch die Fernsehbilder von der tatsächlich gelungen Belagerung meines Hauses einen falschen Eindruck vermittelt haben, so, als sei hier etwas völlig Außergewöhnliches geschehen. Ich finde, der Rücktritt von politischen Ämtern ist demokratischer Bestand. Plotzlich genugend Gelegenheit, darauf einzugehen. Aus meiner Sicht war diese Entwicklung zwangsläufig, wenn die politischen Entscheidungen so fallen, wie sie gefallen sind. Das werde ich darlegen. Selbstverständlich hätte man die Wahlniederlagen verhindern können.

Bölling: Durch eine ganz andere Politik? **Lafontaine:** Nicht durch eine ganz andere Politik ... **Bölling:** ... aber eine andere ... **Lafontaine:** ... durch eine Fortsetzung des Politikansatzes, den wir in den ersten Monaten hatten. Dann ist jedoch eine ganze Reihe von Entscheidungen getroffen worden, die ich für falsch gehalten habe und nicht mit tragen wollte. Die Politik, die von Teilen der Publizistik fälschlicherweise als Modernisierung geprägt wird, ist jetzt sechs Monate lang gemacht worden. Die Reaktionen der Wähler ist eindeutig und unmissverständlich.

Gauweiler: Ein schöner Titel: „Das Herz schlägt links“! Aber rechts arbeitet der Verstand. Rechts oder links, Ziel ist doch Wohlstand für alle. Kann man denn Ende des 20. Jahrhunderts ernsthhaft bestreiten, dass dieses Ziel durch neue Wirtschaftsführung erreicht wird und nicht durch Umverteilung?

Lafontaine: Die erste Frage ist: Wie entsteht eine optimale Wirtschaftsführung?

Darüber gibt es Streit. Und zweitens:

verhindern können? Und hätte er verhindert werden können, wenn Sie weiter Parteivorsitzender geblieben wären?

Lafontaine: Ich habe im Buch umfangreich zu dieser Entwicklung Stellung genommen. Denn sie setzt unmittelbar nach meinem Rücktritt ein. Inssofern hatte ich während des Schreibens genug Gelegenheit, darauf einzutreten. Aus meiner Sicht war diese Entwicklung zwangsläufig, wenn die politischen Entscheidungen so fallen, wie sie gefallen sind. Das werde ich darlegen. Selbstverständlich hätte man die Wahlniederlagen verhindern können. Das ist eine Gesellschaft, die ich nicht will.

Bölling: Einschließlich der gewaltigen Abflüdungen, die in der deutschen Wirtschaft gezahlt werden?

Lafontaine: Ja, dabei, sich an dieser Stelle zu amerikanisieren.

Gauweiler: Auch beim Managergehalt bestimmten Angebot und Qualität die Nachfrage. Ob Interviewen oder Bücherschreiben – die interessanten Kriegen mehr dafür, die anderen weniger. Ich sehe daran nichts Schlechtes.

Lafontaine: Ja, aber die Kritik richtet sich ja nicht gegen das übliche Managergehalt, sondern gegen die ungeheuren Auswüchse, die wir mittlerweile haben. Wenn Managergehälter mit Aktionen verbunden sind und der Manager schlicht und einfach dann, wenn er Entlassungen ankündigt, Gehaltssteigerungen erfährt, dann spätestens muss sich nicht nur Geißler die Frage stellen, ob das richtig ist, sondern auch Gauweiler.

Bölling: Das ist eher obszön.

Gauweiler:

Aber auch Oskar Lafontaine würde Heiner Geissler und Peter Gauweiler mit der Aussage Recht geben, dass Gleichheit und Gerechtigkeit zwei Paar Stiefel sind.

Lafontaine: Selbstverständlich. Wir haben ja auch Gleichheit nie als Gleichheit im Ergebnis angesehen, sondern wir haben immer auf Chancengleichheit gesetzt. Ein gleiches Ergebnis wird nie zu erreichen sein...

Bölling: Das wäre ja auch Gleichmache-rei.

Lafontaine: Ja. Die gleiche Chance, sein Leben in Freiheit und Würde zu gestalten und selbst seinen Weg zu bestimmen – das ist es, was wir wollen.

Bölling: Herr Lafontaine, Sie haben neulich in Berlin gesagt, Sie betrachteten Helmut Schmidt als Vorbild. Das hat sicherlich eine ganze Menge Leute überrascht. Herr Schmidt hat, als wir ihn neulich am Brahmsee besucht haben, zu Herrn Gauweiler und mir gesagt: „Oskar Lafontaine hatte zwar ein Konzept, aber ein falsches.“ Was meinten Sie, als Sie in Berlin gesagt haben, Schmidt sei ein Vorbild für Sie?

Lafontaine: Ich hatte in Berlin Schmidts ökonomische Auffassungen zur weltwirtschaftlichen Entwicklung als vorbildlich hingestellt. Ich habe hohen Respekt vor der Lebensleistung von Helmut Schmidt. Ich bewundere, wie er hinsichtlich der Analyse der weltwirtschaftlichen Entwicklung immer noch ein besseres Urteil hat als viele, die sich zu dieser Entwicklung äußern. Zum Konzept: Ein unausrottbares Missverständnis ist es, Keynes auf staatliches Geldausgeben zu reduzieren. Keynesianische Politik, das ist die richtige Kombination aus Lohn-, Geld- und Fiskalpolitik. Nicht in allen drei Bereichen darf gleichzeitig gebremst werden. Die Kombination von Lohnzurückhaltung, staatlichem Sparen und hohen Realzinsen führt zu hoher Arbeitslosigkeit.

Bölling: Verteidigen Sie heute als sozialdemokratischer Privatier noch die ursprüngliche 630-Mark-Lösung, die die Regierung durchsetzen wollte?

Lafontaine: Wir hatten ein anderes Konzept als das, was dann nachher sehr schnell umgesetzt worden ist. Wir wollten den gesamten Niedriglohnsektor öffnen, indem wir Arbeitsverhältnisse mit niedrigen Löhnen von den Sozialversicherungsbeiträgen ganz oder teilweise entlastet hätten. Diese Vorarbeiten wurden in der Zukunfts-kommission der Friedrich-Ebert-Stiftung unter Beteiligung von Wissen-schaftlern wie Mitschke und Scharpf geleistet. Aber es kam dann zu den übereilten Entscheidungen, die zu den bekannten Schwierigkeiten führten.

Gauweiler: Sie sind von Beruf Physiker, also Naturwissenschaftler. Im Gegensatz zur Naturwissenschaft beruhen Wirtschaftstheorien weniger auf Wissenschaft als auf Empirie, auf Erfahrungen: Probieren wir's mal, dann sehn wir's schon. Vor diesem Hintergrund gefragt: Welches praktizierte Modell kommt den Wünschen von Oskar Lafontaine am nächsten?

Lafontaine: Das ist ja bekannt. Ich las in einer großen deutschen Tageszeitung, dass in unserem Nachbarland Frankreich die Politik gemacht wird, die ich für richtig halte. Zu meiner Freude hat Frankreich die beste Wachstumsentwicklung der größeren europäischen Staaten. Denn dort wird die notwendige Bereitschaft zur Reform

mit behutsamem, ökonomisch durchdachtem Vorgehen, auch bei der Konsolidierung der Staatsfinanzen, ver-bunden.

Bölling: Eine Leistung Ihres Freundes Strauss-Kahn im Wesentlichen...

Lafontaine: Ja, im Wesentlichen. Wo bei hinzu kommt, dass der Regierungschef Jospin in der Wirtschaftspolitik klare Vorstellungen hat.

Gauweiler: Also unterstreichen Sie auch die Kritik von Ministerpräsident Jospin am Schröder-Blair-Papier?

Lafontaine: Ja. Der Theoretiker des „dritten Weges“ von New Labour ist Anthony Giddens. Bedauerlicherweise haben die Autoren des Schröder-Blair-Papiers Anthony Giddens nicht gelesen.

Bölling: Herr Lafontaine, ein Kapitel „Männerfreundschaft“ überschrieben sein. Seit der geheuchelten Freundschaft zwischen Franz Josef Strauß und Helmut Kohl misstrauen die Deutschen diesem Begriff.

Gauweiler: (lacht) Wieso denn das?

Bölling: Sind Männerfreundschaften, jedenfalls in der Politik, nicht immer eine Schwindel oder eine Täuschung des Publikums? Und Ihr alter Freund Reinhard Klimmt, ein wirklich guter Freund, hat sich jetzt vom Bundeskanzler vereinnahmen lassen. Stimmt Sie das nicht nachdenklich oder womöglich auch bitter?

Lafontaine: Also, bei Reinhard Klimmt würde ich den Begriff Männerfreund nicht wählen, sondern Freund. Das ist schon eine Differenzierung. Wir beide haben dreißig Jahre zusammen gearbeitet und große Wahlerfolge an der Saar errungen. Wir hatten acht Mal die absolute Mehrheit bei Kommunalwahlen, bei Landtagswahlen und bei Bundestagswahlen. Diese Freundschaft hat Bestand. Ich wäre natürlich dann enttäuscht gewesen, wenn Reinhard Klimmt nicht vorher über diesen Schritt mit mir gesprochen hätte. Aber wir haben uns beraten. Und ich habe gesagt: „Es werden dir einige vorwerfen, du hättest dich vereinnahmen lassen. Es liegt an dir, deutlich zu machen, dass du nach wie vor dein unabhängiges Denken und Handeln bei allem Respekt der Kabinettsdisziplin gegenüber bewahrst.“

Gauweiler: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Das gilt als ein deutsches Charakteristikum. Wenn das, was geschehen ist, nicht nur ein starker Abgang war, haben Sie noch eine Aufgabe für die öffentliche Sache vor sich? Als Inspira-teur einer Sammlungsbewegung der deutschen Linken, eines Rassemblements, wie es de Gaulle unter den Rechten und Bürgerlichen bewerkstelligte, als er unter Protest die Hauptstadt verließ?

Lafontaine: Ich habe den Dienst für unser Gemeinwesen immer sehr ernst genommen. Deshalb habe ich ja über dreißig Jahre in wichtigen politischen Funktionen gearbeitet. Aber ich habe jetzt in einer konkreten Situation auch für meine Familie entschieden. Und das ist nicht nur eine Garnitur meiner Entscheidung. Ich gehe darauf auch in dem Buch ein, weil ich glaube, dass über Politik und Familie immer noch viel zu wenig gesprochen wird.

Gauweiler: Den ganzen Tag nur Familie?

Lafontaine: Ich werde mich natürlich in die öffentliche Debatte einmischen und für die Politik werben, die ich für richtig halte.

Bölling: Es gibt immerhin noch über 800 000 Sozialdemokraten, und vielen von denen – vielleicht die meisten, und ich will mich da nicht ausschließen – fällt es schwer, sich vorzustellen, dass ein Mann in Ihrem Alter als politischer Täter resigniert hat. Liegt das an einem Phantasiemangel bei mir? Gibt es eine Rückkehr?

Lafontaine: Ich habe auf die dreißig Jahre verwiesen, um deutlich zu machen, wie lange ich bereits politisch tätig bin. Ich glaube, dass es viele akzeptieren können, dass ich weiterhin als Diskussionsteilnehmer, als jemand, der sich schriftlich und mündlich äußert, auf eine Politik hinwirke, die ich für richtig halte. Aber nach all dem, was war, glaube ich, dass man auch Verständnis hat, wenn jemand wie ich jetzt mal etwas mehr Zeit für sich und die Familie braucht.

Gauweiler: Aber das Feuer brennt doch in Ihnen. Wir alle spüren es doch.

Lafontaine: Sicher brennt das Feuer. Aber es gibt viele, die engagiert sind obwohl sie keine offiziellen Funktionen haben. Ich bin der Auffassung, dass ein überzeugender Politikbeitrag auch dann Wirkung entfaltet, wenn der Autor keine Amter hat.

Bölling: Ich habe Zweifel, Herr Lafontaine, ob das die Mehrheit der Mitglieder Ihrer Partei wirklich überzeugt. Der politische Täter muss ja auch die Instrumente haben, seine Konzepte umzusetzen. Sind Sie heute, da wir uns in Saarbrücken mit Ihnen treffen, sicher, dass Sie ein für alle Mal nur kontemplativ mit Politik umgehen? Oder halten Sie es für möglich, dass Sie in einer bestimmten Konstellation mit einem Amt in die Partei zurückkehren? Und lassen Sie mich noch einen Satz hinzufügen, das ist ja kein Süßholz: Ganz viele Sozialdemokraten, die allermeisten sagen, mit dem Oskar ist uns der einzige Denker – heute sagt man Vordenker – abhanden gekommen. Es gibt keinen kreativen politischen Kopf mehr in der Partei.

Lafontaine: Ich habe in einer bestimmten Situation nach langem Ringen mit mir selbst eine Entscheidung getroffen. Ich muss damit leben, dass einige diese Entscheidung nicht akzeptieren. Ich werde sie in meinem Buch sorgfältig begründen. Ich lese allerdings da oder dort, dass man sich Gedanken über meinen Wiedereinstieg oder meine Verwendung macht.

Bölling: Verständliche Gedanken, wohl-gemerkt.

Lafontaine: Ja. Aber ich hoffe, dass man meine Entscheidung akzeptiert. Schon in der ersten Stellungnahme nach dem Rücktritt und auch in dem Buch verweise ich zur Begründung für meinen Schritt auch auf das Attentat im Jahre 1990 und die Einstellung zum Leben, die ich daraus gewonnen habe.

Bölling: Das heißt, das Attentat, wo Sie ja wirklich zwischen Tod und Leben schwieben, hat Sie doch sehr viel stärker beeinflusst und verändert, als Sie selber bis zum heutigen Tage in der Öffentlichkeit eingeräumt haben.

Lafontaine: Ich habe in der Öffentlichkeit nicht viel darüber gesprochen. Eigentlich spreche ich in dem Buch zum ersten Mal darüber. Weil ich mich in früheren Jahren auch mit der Psychologie sehr intensiv auseinander gesetzt habe, wollte ich, ehe ich mich dazu äußere, eine gewisse Zeit vergehen lassen. Ich habe mich natürlich dabei

auch auf das Urteil anderer gestützt. Im Grunde genommen ist das Attentat ein schweres psychisches Trauma, das eine lange Zeit der Verarbeitung braucht.

Bölling: Bis heute?

Lafontaine: Ja, das bis heute Verarbeitung braucht und eine Rolle spielt, gespielt hat, mich stark geprägt hat. Oder sagen wir besser: Es hat meine Einstellung zum Leben verändert. Wo bei ich ja vergleichsweise gut wegkommen bin.

Gauweiler: Helmut Schmidt hat in unserem Gespräch auf die Frage, warum die politische Klasse heutzutage eigentlich so uninteressant und auch so wachsen wirkt, festgestellt, ihr fehlten die bitteren Lebenserfahrungen seiner Generation. Und so schlimm das Erlebnis war: Sie sind jetzt einer der ganz wenigen Politiker, im Gegensatz zur Politiker-Generation vor uns, die dem Tod ins Auge gesehen haben. Ist das nur ein Nachteil?

Lafontaine: Die Verarbeitung eines solchen Ereignisses muss produktiv sein. Ob ich das geschafft habe, müssen auch andere beantworten. Ich glaube, ja. Wenn es gelingt, ein solches Ereignis produktiv zu verarbeiten, geht man gestärkt daraus hervor. Es ist aber nicht zwangsläufig so. Es kann auch in eine ganz andere Richtung gehen. Ich habe mich in dem Buch auch mit der Frage auseinander gesetzt, die Sie mit Helmut Schmidt in dem Interview besprochen haben: Warum ist die Politik so, wie sie heute ist, und warum sind die Politiker so, wie sie heute sind? Ich komme zu einem ganz anderen Ergebnis. Ich glaube, das Zeitalter der Reproduktion beinhaltet eine entscheidende Veränderung. Wir leben in einem Medienzeitalter, und dieses Medienzeitalter hat die Politik sehr stark verändert.

Bölling: Gott sei's geklagt.

Lafontaine: Politik hat sich verändert. Wenn vieles auf die kurze Nachricht orientiert wird, auf die Schlagzeile des nächsten Tages, dann leidet Nachhaltigkeit und das Entwerfen von langfristigen politischen Konzepten. Ich habe mit Interesse gelesen, dass auch in großen oder seriösen deutschen Tageszeitungen Autoren zu dem Ergebnis kommen, dass ein Kennzeichen der heutigen Politik die Beliebigkeit sei, dass dies modern sei und dass dies mit einem Unterton der Bewunderung geschrieben worden ist. Ich räume ein, dass ich dieser Entwicklung überhaupt nichts abgewinnen kann. Für mich heißt Politikmachen, eine Vorstellung von dem zu haben, wie die Gesellschaft sein soll, und zu versuchen, sich in zähnen kleinen Schritten auf diese Vorstellung hinzu bewegen. Ohne einen Entwurf, ohne ein Konzept ist für mich Politik einfach unvorstellbar. Und natürlich muss man auch an die Überlegungen, die man hat, glauben. Sonst wird ja alles beliebig oder platter Karrierismus oder ...

Bölling: Handwerk.

Lafontaine: Ja.

Bölling: Sie glauben unerschütterlich an eine Politik, die sich um soziale Gerechtigkeit bemüht. An was glauben Sie sonst noch?

Lafontaine: Ich bin in einem bischöflichen Konvikt aufgewachsen. Deshalb ist natürlich die katholische Religion die Religion, die mich geprägt hat. Aber sehr früh, schon als Knabe, habe ich meinen Lehrern gesagt, wenn die mir das Absolute der Lehre vermitteln wollten: „Wenn ihr in Arabien leben würdet, dann würdet ihr einem anderen Glauben zuneigen. Und wenn ihr in Indien leben würdet, einem anderen Glauben. Und wenn ihr in China leben würdet, wiederum einem anderen Glauben.“

Gauweiler: Aber von Gott würden sie alle reden...

Lafontaine: Ja, ich will ja nur sagen, ich habe sehr früh darauf hingewiesen. Insofern bin ich vom Katholizismus sehr stark geprägt, relativiere aber den allein selig machenden Absolutheitsanspruch des Katholizismus.

Bölling: Und was bedeutet Ihnen der Sonntag? Das ist immer unsere Schlussfrage.

Lafontaine: Der Sonntag ist als Tag der Besinnung, als Tag der Ruhe eine große Kulturleistung, die wir nicht beiseite schieben sollten. Es muss dabei nicht unbedingt der Sonntag sein. Ein Tag der Ruhe und der Besinnung kann auch ein anderer Tag sein. Tage der Besinnung und Tage der Ruhe aber braucht der Mensch, weil er sonst nicht zu sich kommt und auch gar nicht die Möglichkeit hat, sein Leben sinnvoll zu gestalten. Und das verbinde ich mit dem Sonntag. Ob jemand im Wald spazieren geht am Tag der Ruhe, ob jemand ein gutes Buch liest ...

Bölling: ... oder in die Kirche geht ...

Lafontaine: ... in die Kirche geht oder seine Verwandten besucht oder ältere Menschen, die er schon lange nicht mehr besucht hat, das entscheidet jeder für sich. Aber ein Tag der Besinnung ist für mich unverzichtbar.

Ein Ruheständler?

Von Klaus Bölling



Mehr als zwei Stunden waren wir mit ihm zusammen. Schon nach kurzer Zeit fragte ich mich, wie hält er das aus, am Schreibtisch in Saarbrücken, ohnmächtig den Niedergang der eigenen Partei beobachtend, die seine geistige und emotionale Heimat war und bleibt? Muss ihn das nicht zerreißen, quält ihn da nicht der Zweifel an der Richtigkeit seiner Entscheidung? Für die wird er triftige Gründe nennen. Ob er dieser Entscheidung, tief in der Brust, wirklich noch froh ist?

Muss er nicht spätestens jetzt, nach der schrecklichen Talfahrt der Genossen in Sachsen, von Skrupeln heimgesucht werden, dass er die vielen Sozialdemokraten, die in ihm einen charismatischen Führer erkannten, einem Rivalen über-

antwortet hat, den das Seelenleben der SPD, bisher jedenfalls, wenig gekümmert hat?

Lafontaine verstellt sich nicht, wie so viele Politiker, die sich mit der Familie schmücken, ohne sich um sie wirklich zu sorgen. Er spricht vom Wert des Lebens mit Frau und Sohn. Er redet mit uns so offen, wie er das bis heute noch nicht getan hat, von den späten Folgen des Attentats. Das hat ihn augenscheinlich viel stärker verändert als die meisten geglaubt haben.

Mag sein, ich täusche mich, doch ich

weiß mir den Saarländer mit seinem intellektuellen Temperament, seiner Gedankenkraft und Sprachgewalt noch immer nicht im endgültigen Ruhestand vorzustellen. Wahrscheinlich täusche ich mich da.

Offen bleibt, ob die SPD mit seinem Konzept wieder in lichte Höhen aufsteigen könnte. Helmut Schmidt nennt es ein falsches Konzept. Eines nur wird schwer zu bestreiten sein: Weit und breit ist in der Sozialdemokratie unter den „Enkeln“ keine ihm vergleichbare geistige Leitfigur zu entdecken. Dem neuen Parteivorsitzenden eignet das Talent zum Regieren, und vom Regieren ist er denn auch fasziniert. Als Programmatiker, der die Partei mitzureißen versteht, hat ihn die SPD noch nicht erlebt. Diese Talentprobe steht noch aus.

Ein Ruhestörer

Von Peter Gauweiler



Man kann vernichtet werden, aber man darf nicht aufgeben: Der Ausstieg, den Oskar Lafontaine gewählt hat, ist nichts für Feiglinge. „Sie werden mir die Haut vom Leibe ziehen“ heißt es in einem Dialog von Herbert Wehner mit Kurt Schumacher: „Und du bist einer, der das aushält. Und Du mußt es tun.“ Nun also sind wir in Saarbrücken. Lafontaine redet über die SPD und einen bestimmten Parteifreund, dessen Kreise er störte, nachdem das gemeinsame höhere Ziel erreicht war.

Da sitzt er also, der Hochberühmte und Tiefgestürzte. Ich habe unbemerkt Zeit, die Narbe am Hals zu betrachten. Narben haben bekanntlich ihre eigene Würde. Ist dieser Politiker mit Max Webers „Festigkeit des Herzens“

gewappnet, die auch dem Scheitern aller Hoffnungen gewachsen sein soll?

Für Oskar Lafontaine ist Politik-Machen ein auf Dauer angelegter schöpferischer Akt. Hellwaches, intellektuelles Deuten und Ausprobieren, um der Gegenwart auf den Grund zu kommen. Friedrich Dürrenmatt hat das einmal „Sehen der Welt durch die Einbildungskraft“ genannt. Unser Gesprächspartner, ein Diplom-Physiker, verwirklicht dies durch ständiges Experimentieren. Für Ruhebedürftige ist der Sinn einer solchen Lebenshaltung

unbegreiflich, für den berufspolitischen Normalverbraucher, dem das Unterlassen eigenständigen Denkens als Lebensversicherung dient, eine Provokation. Da aber zu einem freien Staatsleben der unerschrocken ausgetragene Streit um den richtigen Weg gehört wie das Salz zur Suppe, sollten wir Oskar Lafontaine für das, was er mit seinem Buch bewerkstelligen will, dankbar sein.

Max Weber schreibt in „Politik als Beruf“: „Nur wer sicher ist, daß er daran nicht zerbricht, wenn die Welt, von seinem Standpunkt aus gesehen, zu dumm oder zu gemein ist für das, was er ihr bieten will, dass er all dem gegenüber ‚dennoch!‘ zu sagen vermag, nur der hat den Beruf zur Politik.“

„Dennoch!“ Auch so könnte Lafontaines Buch heißen.